

er werde sie überleben – so oder so. Auch Françoise hatte er gedroht: »Du wirst nicht so lange leben wie ich.« Aber sie hatte ihn ausgelacht und ihm entgegnet: »Das werden wir ja sehen.« Sprach man so mit ihm? Was bildete sie sich ein? Nicht umsonst hatte er sie »Die Frau, die Nein sagt« genannt. Aber das war als harmloser Scherz gemeint.

Und nun hatte sie tatsächlich ihre Drohung wahr gemacht und ihn sitzenlassen. So etwas war noch nie vorgekommen. Für einen winzigen Augenblick nistete sich der Gedanke in Picassos Herz ein, dass es vielleicht doch ein Fehler gewesen war, immer nur an sich zu denken und die Geduld seiner Mitmenschen mit seinen Eskapaden als selbstverständlich vorauszusetzen. Schnell verscheuchte er diesen Gedanken wieder

wie ein lästiges Insekt und fand zurück zur ihm gemäßen Form des gerechten Zorns.

Was hatte es schon zu bedeuten, dass er ihr nicht immer treu gewesen war! Treu hatte er nur der Kunst zu sein, und nur ihr gegenüber fühlte er sich verantwortlich. Ihr opferte er alles, wenn nötig auch die Menschen, die ihm am nächsten standen, und immer auch sich selbst. Sie hatte das von Anfang an gewusst und ihm durch ihre stille Duldung seiner Extravaganzen, Seitensprünge und Wutanfälle auch zu verstehen gegeben, dass sie ihn so akzeptierte, wie er war. Sogar die Rolle der Mutter hatte sie angenommen, wenn auch nach langem Zögern und nur auf sein Drängen hin. Er hatte schließlich darauf bestanden, dass sie ihm Kinder gebären solle, denn er wollte sie ganz an sich binden. Sie hatte ihm erst Claude, dann

Paloma geschenkt, und er hatte Mutter, Sohn und Tochter immer wieder gemalt.

Die Vorstellung, dass jetzt ein anderer Mann an seine Stelle treten sollte, war ihm unerträglich und machte ihn zornig. Er war der Meister, sie die Muse. Er hatte sie entdeckt, als sie 22 Jahre alt war, jung und unbeeinflusst, jungfräulich wie eine weiße Leinwand, die zu füllen ihn reizte.

Es wäre nicht zu viel gesagt, glaubte er, dass ihr Leben erst mit ihm begonnen hatte. Er hatte sie geschaffen und in den zehn Jahren ihrer Liebe wie eine Keramik zu dem geformt, was sie heute war. Sie war unter seinen Händen durch das Feuer gegangen, er hatte ihr das »Brandmal seiner Unruhe« aufgedrückt, wie er sich gerne ausdrückte, und sie damit für immer gezeichnet. Er liebte solche Ausdrücke, denn sie halfen ihm, das Chaos der Welt in Bahnen zu lenken, und sie erinnerten ihn an seine

Kindheit in Spanien. Schon als Neunjährigen hatte ihn sein Vater zum Stierkampf mitgenommen, und die staubige Arena war ihm wie ein Sinnbild der ganzen Welt erschienen. Stiere und Matadore, jeder hatte seine Rolle, ein Kampf mit klaren Regeln. Sein erstes Ölbild, damals 1891.

Sie war sein Geschöpf, also lag es an ihm zu bestimmen, was mit ihr zu geschehen habe. Niemand würde es wagen oder wäre auch nur in der Lage, an seinem Kunstwerk irgendeine Linie zu ändern, einen Strich hinzuzufügen.

Der Gedanke beruhigte ihn ein wenig. Wenn er sie schon nicht mehr besitzen würde, dann wenigstens auch kein anderer. Selbst ein Mensch, der bereit wäre, sich ihr völlig hinzugeben, wäre nicht fähig, ihr zu helfen. Was immer sie von nun an tun sollte, würde sich vor einem Spiegel abspielen, der

alles, was sie mit ihm erlebt hatte, zurückwerfen würde.

Dennoch empfand er es als eine Beleidigung des Schicksals, dass sie ihn heute verlassen hatte. Missmutig schlurfte er ins Badezimmer und betrachtete sein Gesicht im Spiegel. Als ihm auch das nach einigen Minuten keine Freude machte, griff er zu Messer und Pinsel und rasierte sich. Er hasste Bartstoppeln. Manchmal rasierte er sich dreimal täglich, damit sich seine Haut immer anfühlte wie die eines makellosen Kindes. Das Ritual besänftigte ihn. Als er fertig war, tunkte er den Zeigefinger in den Rasierschaum und malte sich die dicken Lippen eines Clowns ins Gesicht und unter jedes Auge eine Träne. Es war umsonst. Mit einem gequälten Lachen gestand er sich ein, dass er immer noch allein war, ein einsamer, trauriger Harlekin, der sein eigenes Publikum war.